vor der früher allgemein üblichen Zeichendeuterei gewarnt werden, die von der Mehrzahl der Lehrbücher leider auch heute noch empfohlen wird. Wer da glaubt, auf Grund von einzelnen sogenannten Zeichen, Häkchen und Buchstabenformen Charaktereigenschaften erschließen zu können, ist auf dem Irrwege und wird nur die vielen zahlreichen Vorurteile gegen die Graphologie befestigen helfen. Alle Merkmale einer Schrift sind von derselben Qualität wie ihr Gesamtbild. Daher kommt nicht in zwei Schriften dasselbe Zeichen vor. Auch für alle übrigen Bewegungen eines Menschen gilt: „Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe." Man lasse verschiedene Personen ein Buch von einem Fleck an einen andern bringen; nicht zwei werden es in derselben Weise machen. Der eine tut es schnell, der andere langsam; der eine gewandt, der andere umständlich; der eine keck, der andere befangen: ein jeder seiner besonderen Eigenart gemäß. Deshalb geht die wissenschaftliche Graphologie vom Gesamtbild der Schrift aus und zerlegt dieses in allgemeine Duktuseigenschaften, d. h. durchgehends wiederkehrende Bewegungseigentümlichkeiten, wie: Bindungsform, Bindungsgrad, Zentripetalität oder Zentrifugalität, Linksläufigkeit oder Rechtsläufigkeit, große oder kleine Längenunterschiede, Vereinfachung oder Bereicherung, Weite, Enge, Größe, Kleinheit, Steilheit, Druckreichtum und Druckverteilung usw. Dann erst werden auffällige Einzelformen betrachtet und wiederum in allgemeine Duktuseigenschaften aufgelöst. Erst wenn man das geleistet hat, beginnt die eigentliche Deutung, für deren Verlauf und Gelingen eine außerordentlich wichtige Entdeckung von Ludwig Klages von entscheidender Bedeutung ist.

Für alle Schrifteigenschaften sind nämlich je nach der Art ihres Vorkommens verschiedene Deutungen möglich, und zwar mindestens jedesmal ein Paar entsprechender, die sich wie positiv zu negativ verhalten. Das Ueberwiegen einer seelischen Tätigkeitsrichtung kann nämlich entweder auf der Größe eines Triebes oder auf der Schwäche der zugehörigen Hemmung beruhen. So kann Ruhe und Gleichmaß aus Selbstbeherrschungsfähigkeit oder aber aus Mangel an Leidenschaftlichkeit hervorgehen; Impulsivität aus der Stärke des Tätigkeitsbetriebes oder aber aus Flüchtigkeit und Leichtsinn, Abwechselungsbedürfnis aus Vielseitigkeit oder aber aus Mangel an Konzentrationsvermögen und aus Ablenkbarkeit usw. Durch methodische Wiederzusammenfügung sämtlicher Duktuseigenschaften kommt man zu der für jede einzelne notwendigen Bedeutung. Die festgestellten Einzelzüge werden endlich zu einem Charakterbilde zusammengefaßt, indem man sie den sogenannten Dominanten, d. h. den in der Handschrift vorherrschenden Eigenschaften unterordnet. Dieses Deutungsverfahren gewährt dem Graphologen trotz der immer noch sehr bescheidenen Hilfsmittel bereits eine ganz erstaunliche Sicherheit des Urteils. Wer einmal selbst beobachten konnte, daß ein gewiegter Praktiker oft nur auf Grund weniger Zeilen, ohne „Hellseher" zu sein, in Tiefen eines Charakters hineinleuchten kann, die der Beurteilte oft selbst noch nicht erkannt hat, dem wird die große Entwicklungsfähigkeit der Graphologie und ihr eminenter Wert für Leben und Wissenschaft keinen Augenblick mehr zweifelhaft sein.

Jeder, der in ihr etwas mehr als nur ein Mittel zur Befriedigung von Sensationslust und Neugier erblickt, zieht Nutzen aus der Beschäftigung mit ihr. Er bekommt Einblicke in die Menschenkunde, lernt Charaktereigenschaften analysieren und seinen Nebenmenschen verstehen und gerechter beurteilen, kann so Streitigkeiten vermeiden und ist gefeit gegen Hintergehungen. Er lernt ferner unwillkürlich auch andere Bewegungen deuten und wird einen Fremden bei flüchtiger Begegnung rascher beurteilen als zuvor und sein Verhalten darnach einrichten. Endlich lernt er sich selbst besser kennen und, wie man überaus häufig bestätigt findet, sich selbst erziehen. Tatsächlich kann durch Beschäftigung mit Graphologie das Leben an Gehalt gewinnen.. Was sie endlich bei Engagements, im geschäftlichen Verkehr, bei der Berufswahl, in der Politik, im Rechtsleben usw. leistet, bedarf nach dem bisher Gesagten keiner Ausführung mehr. Herbert Rentzsch.

Gesundheitspflege.

* **Säuglingssterblichkeit in Europa.** Der Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit wird mit größtem Recht als eine der vornehmsten und wichtigsten Aufgaben der Volksgesundheitspflege betrachtet, und man kann sagen, daß von seinem Erfolg die zukünftige Entwickelung manches Volkes um so mehr abhängig ist, als die Zahl der Geburten in den meisten Kulturländern zurückgeht. Schon sind bedeutende Fortschritte in dieser Richtung erzielt worden, die aber noch sehr ungleich und teilweise unbefriedigend genannt werden müssen. Einen Ueberblick darüber gewährt eine Statistik für alle Länder Europas, die in der italienischen „Gazetta degli ospedali" veröffentlicht worden ist. Sie gibt zunächst ein Bild von der Kindersterblichkeit in den einzelnen Staaten. Am ungünstigsten ist, wie zu erwarten, Rußland gestellt, wo von 1000 lebend geborenen Kindern durchschnittlich 272 schon im Säuglingsalter wieder zugrunde gehen. Die zweite und die dritte Stelle belegen Oesterreich und Ungarn mit den gleichfalls noch sehr hohen Ziffern 202 und 198. Aber auch Deutschland steht leider nicht viel besser, denn immer noch sterben im Deutschen Reich von je 1000 Kindern 178 in frühester Lebenszeit. Alle anderen größeren Staaten nehmen einen besseren Rang ein, denn die betreffenden Ziffern lauten für Italien 156, für Frankreich 143, für England 121, für die Schweiz 108 und für Schweden und Norwegen sogar nur 77 bzw. 67. Diese Ziffern mühten freilich noch mit der Gesamtzahl der Geburten verglichen werden, woraus sich ergeben würde, daß z. B. Frankreich in dieser Hinsicht noch viel ungünstiger daran ist als Deutschland, weil der Nachwuchs überhaupt viel schwächer ist. Außerdem werden noch die Ziffern einzelner Großstädte angegeben. Ihre Liste beginnt mit Moskau, wo mehr als ein Drittel aller Säuglinge stirbt. In Bukarest beträgt die Sterblichkeit 217 vom Tausend, demnächst in Breslau 194, in München 192, Marseille 186, in Wien 183, in Brüssel 174, in Berlin 168. Weiter werden genannt Kopenhagen und Hamburg mit je 156, London mit 113, Paris mit 105, Zürich und Amsterdam mit je 95, Stockholm mit 91.

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 37:
„Teerosen, Teerosen".

Richtige Lösungen gingen ein 33. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 58. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Louis Matthiä, Elsa Eitzmann, Frau Maria Isaak, R. Stübler, Ernst Beurich, E. Wilke, Bertha Peter, Erich Gaus, M. Theyring, Marie Bennemann, Frau E. Weingardt, Kurt Linke, D. Würzburg, Martha Benkenstein, Elisabeth v. Rüdiger, E. Eisold, Fritz Schrader, Oskar Hanke, Albert Schmidt, Elsa Wernecke, Otto Trümpler, Otremba, Hedwig Herbst, Paul Herbst, W. Scholte;

von auswärts: M. Rackwitz, Beyersdorf, Frau Marie Butzmann, Belleben, Oskar Dietrich, Wernigerode, Albert Röhrich, Weißenfels, F. Jeschke, Usedom, Wilhelm Klühsendorf, Ammendorf, Otto Alv. Schadendorf, J. Schröder, Merseburg.

Die Prämie: „Aus fernen Landen", interessante abenteuerliche Geschichten, von Fogowitz

entfiel auf **Wilhelm Klühsendorf**, Ammendorf.

Rätsel.

Mit meiner Ersten haut man,
Auf meine Zweite baut man,
Mit mir spielt man Komödie
Bei mancher Hausdrogödie.

Prämie: „Oberon" von Wieland, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A As; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

M., der Mittelhandspieler, verliert ein Großspiel auf folgende Karte:

c, dB; aA; bA, 10; cA, 10; dA, 10, K.

Deutsch.

Französisch.

Coeur-Bube, Carr.-Bube, Treff-As, Picque-As, Picque-Zehn, Coeur-As, Coeur-Zehn, Carr.-As, Carr.-Zehn, Carr.-König.

Die Gegner kommen auf 80, wenn der Spieler beim Abwerfen die richtigen Farben hält. Verwirft er sich, wird er Schneider. Im Skat lagen bK, D. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 36.

V. findet noch dA, drückt b10, K.

Kartenverteilung:

V. a8, 7; cA, D, 9, 8, 7; dA, D, 7
M. a, dB, a10, D, 9; bD, 9; c10; dK, 9.
H. b, eB, aA, K; bA, 8, 7; eK; d10, 8.

Spiel:

1. V. a8, a10, aA. — 2. H. bA, a7, b9 (+ 11).
3. V. cA, c10, cK (+ 25). — 4. V. dA, d9, d8 (+ 11).

Mit den 14 Augen des Skats hat der Spieler nun 61.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von W. Knischbach. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 38 **Halle a. S.,** den 22. September **1912**

Der Unwiderstehliche.

Von **Hermann Wagner.**

Coupé-Abteil zweiter Klasse in einem Schnellzug:

Am Fenster eine schöne, blonde, schüchterne Dame, zweifellos verheiratet, in dem interessanten Alter von etwa dreißig Jahren, elegant gekleidet, mit Lesen beschäftigt.

Ihr gegenüber ein Mann, von dem sich mit Sicherheit nicht sagen läßt, ob er Kavalier oder nur Vertreter einer erstklassigen Weinfirma ist, etwa fünfunddreißigjährig, mit gescheiteltem Haar, englisch gestutztem Schnurrbart, einer weißen Nelke im Knopfloch, der schon seit einer hübschen Weile scheinbar vergebliche Versuche macht, das Interesse seines Vis-a-vis zu erregen.

Am anderen Ende des Coupés, an der Tür, ein älterer Herr, mit kranzartig um das Gesicht gezogenem grauen Bart, rasiertem Kinn und Mund, einer Glatze, schwarzem Gehrock und plumpem Schuhwerk.

„Pardon", sagt plötzlich der Weinreisende, nachdem er es offenbar satt bekommen hat, seinen Gefühlen nur mimischen Ausdruck zu geben, „pardon — gnädige Frau haben ein Briefchen verloren."

Er hat sich gebückt und überreicht in der Tat der Dame ein kleines rosafarbenes Billett, das ihr allem Anschein nach aus dem Buch, in dem sie liest, herausgefallen ist.

„Ich danke", sagt die Dame kaum hörbar, errötet und blickt, als hätte man sie bei etwas Unschicklichem ertappt, verlegen zum Fenster hinaus.

Der Weinreisende lächelt so diskret, als ihm nur möglich ist, setzt die Miene des Unwiderstehlichen auf und flüstert:

„Wie fein das Briefchen duftet . . ."

Die Dame errötet noch mehr und schweigt.

„Und welch zärtliche Farbe es hat", fährt der Weinreisende um eine Nuance angreiferischer fort, „es kommt wohl — pardon! — von einer Freundin?"

Die Dame ist jetzt tief rot geworden und ihr Gesicht verrät eine Hilflosigkeit, die zu Tränen rühren könnte.

„Hmhm!" kommt es aus der anderen Ecke.

Der Weinreisende hat für diese Ecke nur eine verächtlich-überlegene Geste. Man spürt es, daß es die Lage, der er nicht gewachsen ist, einfach nicht gibt.

„Fahren gnädige Frau nach Hamburg?" fragt er mit leis schmeichlerischer Beharrlichkeit.

„Ja", antwortet die Dame ganz kurz.

„Herrlich", stellt der Weinreisende fest, „ich fahre auch nach Hamburg . . . Hält sich die gnädige Frau in Hamburg auf?"

„Nein", antwortet die Dame noch kürzer.

„Also gnädige Frau fahren weiter?"

Die Dame schweigt ganz.

„Wie schade", bemerkt der Weinreisende melancholisch, während seine Augen doch immer feuriger werden.

„Hmhm!" kommt es wieder aus der feindlichen Ecke, und diese Aeußerung ist von einem Blick begleitet, der, wenn er nicht von einem Weinreisenden pariert würde, zweifellos erstarrend wirken müßte.

Auf den Weinreisenden wirkt er nur belebend.

Er beugt sich nämlich plötzlich ganz dicht zu der Dame hinüber und zieht vorsichtig, nur mit zwei Fingern, irgendetwas von deren Schulter.

„Sehen Sie, gnädige Frau", sagt er triumphierend, „ein Haar!"

„Aber —" stottert die Dame ganz fassungslos.

„Ein blondes Haar", stellt der Weinreisende mit Siegesblicken fest, „ein herrlich blondes Haar! Es ist von Ihrem Kopfe, gnädige Frau. Darf ich es behalten?"

Die Dame ist ratlos und schweigt.

Der Weinreisende küßt das Haar und legt es sorgfältig in sein Notizbuch.

„Ich danke", sagt er mit einer Miene, die deutlich verrät, daß eigentlich er der Geber ist.

„Ich liebe blonde Haare ganz besonders", erklärt er dann der Dame im Tone eines Gönners. „Ihr Haar, gnädige Frau, ist reizend. Darf ich fragen, womit Sie es pflegen?"

Die Dame schweigt und blättert ratlos in ihrem Buch.

„Ich empfehle Ihnen zu diesem Zweck sehr „Ledol!" Ich benütze „Ledol" schon seit Jahren. Und meine Haare sind tadellos."

Der Weinreisende hat einen Spiegel aus der Tasche gezogen, besieht sich darin und betastet seinen Scheitel.

In der feindlichen Ecke aber macht sich ein sonderbares Rücken bemerkbar, auch kommt ein undeutliches Gemurmel von dort.

„Ist Ihnen unwohl, alter Herr?" fragt der Weinreisende, nicht ohne Teilnahme.

Er bekommt nur einen wütenden Blick zur Antwort.

Jedoch mit Seelenruhe wendet er sich wieder seinem Gegenüber zu.

„Ich pflege mit großer Sorgfalt meine Haare, meine Zähne und meine Hände", sagt er schlicht. „Freilich" — und hier faßt er sehr kaltblütig die feindliche Ecke ins Auge — „es gibt auch Menschen mit vorsintflutlicher Haar- und Barttracht, Menschen mit unmöglichen Gehröcken und mit Röhrenstiefeln . . ."

In der friedlichen Ecke ist das nervöse Rücken einer platten Erstarrung gewichen.

„Auch im Schnellzug finden sich Menschen dieser Art", erklärt der Weinreisende harmlos weiter, „die doch besser in Personenzügen vierter Klasse fahren würden, und . . ."

Die feindliche Ecke ist plötzlich in Bewegung geraten.

„Herr —!"

Der Herr mit dem sonderbaren Barte steht hoch aufgerichtet und roten Antlitzes vor dem Weinreisenden.

„Bitte?" fragt dieser und lächelt verbindlich.

Die Dame ist vor Schreck weiß geworden.

In der Stimme des Herrn mit dem sonderbaren Barte zittert die tief verletzte menschliche Würde.

„Wenn Sie glauben, sich über mich lustig machen zu können", bebt seine Stimme, „so, so —"

„Macht sich jemand über Sie lustig, alter Herr?" fragt der Weinreisende mit naiver Ueberraschung und ruft dabei mit der Miene eines Engels die Dame zur Zeugin.

„. . . so — so täuschen Sie sich!" fährt die Stimme fort. „Und wenn ich auch Röhrenstiefeln trage und einen Gehrock und nicht die Unver—frorenheit habe wie gewisse andere Leute, so, so . . ."

„So?" fragt der Weinreisende freundlich.

Der Herr mit dem sonderbaren Barte ist platt.

Zuerst schnappt er ein paar mal nach Luft. Dann, als er sich ein wenig beruhigt hat, fährt er sich voll Würde mit der Hand über die feuchte Stirn, macht eine abwehrende Geste und sagt:

„Ich habe es ja übrigens nicht nötig, mich mit Ihnen zu streiten. Ich rufe ganz einfach den Schaffner."

„Bitte, alter Herr, rufen Sie nur den Schaffner", sagt der Weinreisende gelassen.

„Sie! Man wird es Ihnen schon zeigen! Ganz abgesehen davon, daß Sie harmlose Mitreisende belediget, belästigen Sie auch alleinreisende anständige Damen!"

„Ist's möglich?" sagt der Weinreisende, und streicht sich den Bart.

„Jawohl, ich bin Zeuge! Sie haben jene Dame dort in der unerhörtesten Weise belästigt!"

„Habe ich Sie belästigt, gnädige Frau?" fragt der Weinreisende und trieft geradezu vor Unschuld.

Die Dame wird wieder rot.

„Ach nein", sagt sie ganz leise.

„Nicht?!"

In dem Herrn mit dem sonderbaren Barte ist irgend etwas zusammengebrochen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19120922028/fragment/page=0001

Zitternd zieht er sein Taschentuch aus der Tasche und trocknet h den Schweiß von der Stirn.

Jetzt erhebt sich aber der Weinreisende, und es zeigt sich, daß el Größe und viel Würde in ihm wohnt.

„Wie Sie hören können: nein!" sagt er mit unnachahmlicher rheit. „Und jetzt — jetzt hole ich den Schaffner!"

Der Herr mit dem sonderbaren Barte ist zusammengeknickt.

Immerhin, soviel Selbstbewußtsein bringt er noch auf, um sowohl dem Weinreisenden, als auch insbesondere der Dame einen Blick grenzenloser Verachtung zuzuwerfen.

Dann aber nimmt er wortlos seinen Regenschirm, seine Reisetasche und sein Plaid und begibt sich auf den Gang hinaus.

Der Weinreisende lächelt ihm ironisch nach.

Darauf schiebt er mit königlicher Gebärde die Coupétür hinter ihm zu.

„Den wären wir los", sagt er mit kühler Gleichgültigkeit, als handle es sich um eine Affäre, deren er täglich ein Dutzend zu erledigen pflegte.

Die Dame ist wieder sehr rot und sieht recht hilflos zuerst in ihr Buch, dann sehr verlegen zum Fenster hinaus.

Der Weinreisende aber lächelt sie protegierend an, greift an seinen Scheitel und sagt:

„Was für reizende kleine Hände Sie haben, gnädige Frau!"

Im Biwak.

Ein lustiges Manöverbild. Von **Fritz Skowronnek.**

Seit dem frühen Morgen „fifselte" es naß von oben herunter. Es regnete nicht „Strippen", wie der Berliner sagt, aber wie Nadelspitzen drangen die winzigen Tropfen in die Kleidung, Tausende und Abertausende, bis jeder Mann die Empfindung hatte, als sei die Uniform aus Blei gegossen. Wie unter dem Druck einer Last marschierten die Truppen. Stundenlang hatten sie auf dem feuchten Boden gelegen, bis der Befehl zu einem weiten Umgehungsmarsch sie traf. Dann ging es meilenweit über aufgeweichten Lehmboden durch nasse Stoppelfelder, in denen das Schutzzeug erweichte. Und nun mußten sie, da der Angriff abgeschlagen, den weiten Weg zurück; doch nicht ins Quartier! Auf freiem Felde sollten sie biwakieren.

Wie war es doch im vorigen Jahre so ganz anders gewesen! Hitze, unerträgliche trockene Sonnenglut, daß die Zunge am Gaumen klebte, aber dafür hatte das heiße Bier vom Faß, das der Marketender schänkte, im Biwak um so besser geschmeckt. Da waren die Bewohner des nahen Städtchens und die wohlhabenden Bauern der Umgegend herzugeströmt, und manches Glas Freibier hatte seinen Beruf bei durstigen Soldatenkehlen erfüllt. Aber heute: Brrrr!

Hinter der letzten Kompagnie des Bataillons tritt der Major mit den Hauptleuten. Das ziemlich einsilbig geführte Gespräch war ganz eingeschlafen. Mißmutig hing jeder seinen Gedanken nach. Ob nicht einen oder den anderen von ihnen vor der Majorsecke der blaue Brief ereilen würde? Der Kommandierende war heute sehr wenig von den Leistungen der Truppe befriedigt gewesen. Wenn man ihm heute noch begegnete, wenn er sah, wie schlapp das Bataillon dem Biwak zuzog, dann ade, du blanker Militärhut! An deiner Stelle wird bald ein glattgebügelter Zivilhelm das Haupt deines Hauptmanns schmücken!

Da plötzlich schallt durch das einförmige Getrappel der laute Ruf einer schnarrenden Stimme:

„Kehrt! 'n Glas Jrog."

Drei, vier Sektionen weiter antwortet eine zweite Stimme:

„Zu Befehl, Herr Major."

Lautes Lachen läuft die Reihen entlang. Der Gedanke an das heiße, duftende Getränk steht zu sehr im Widerspruch mit dem nackten Zustand der Marschierenden. Aber das kleine Intermezzo hat belebend gewirkt. Es ist, als wenn die Vorstellung des bevorstehenden Genusses den Leuten die Spannkraft erhöht hat. Unwillkürlich faßt die Truppe Tritt, der Schritt wird lebhafter, hier und dort ertönt aus den Reihen fröhliches Lachen. Der Humor ist erwacht.

Vergnügt wendet der Major sich zu dem neben ihm reitenden Hauptmann:

„Wer ist der famose Kerl, der nach Grog rief?"

„Der Schröder, ein mit Spreewasser getaufter Berliner, Herr Major. Sonst der Schrecken seines Korporalschaftsführers, ein Drückeberger ärgster Sorte, der jeden Dienst nur markiert."

„Kenne die Sorte, lieber Hauptmann! In der Garnison bringen solche Leute die Vorgesetzten zur Verzweiflung, aber im Felde — nicht mit Gold aufzuwiegen! In der schlimmsten Lage, wenn anderen vor grausigem Schrecken die Knie schlottern, noch einen schnodderigen Witz auf den Lippen! Empfehle übrigens, falls der Mann für heute auf der schwarzen Liste steht, etwa für Fahnenwache, Strafe mit ausdrücklichem Hinweis zu erlassen. Truppe kann heute Humor brauchen!"

Ohne Verzug setzte der Hauptmann seinen langbeinigen Gaul die Sporen ein und galoppierte vor, um den wohlgemeinten Rat auszuführen. Bei der nächsten Biegung des Weges wurde ein langgestrecktes Dorf sichtbar. Ueber die Zäune streckten niedrige Pflaumenbäume ihre schwer beladenen Aeste. Sehnsüchtig hafteten die Blicke der Soldaten an dem frischen Obst, dessen Genuß ihnen aus leicht erklärlichen Gründen streng verboten war. Lachend wies der Major auf die Früchte.

„Ich glaube, es existiert ein Gassenhauer, der zu unserer Situation paßt."

Und richtig! Kaum hatte er das Wort gesprochen, da begann der Grogrufer:

„Auf dem Baume, da hängt 'ne Pflaume,
Die möcht' ich gerne hab'n."

Schon beim dritten oder vierten Ton fielen die Nebenmänner ein, nach wenigen Augenblicken hatte die Sangeslust die vorderen Kompagnien ergriffen, und bald marschierte das ganze Bataillon stramm nach der flotten Weise:

„Na nimm se du se dir se,
Na nimm se dir se doch!"

Auf dem Dorfanger hielt mit seiner Suite der Kommandierende. Eiligst sprengte der Major heran, um die vorgeschriebene Meldung abzustatten. Auf dem Gesicht des Generals lag freundliches Wohlwollen.

„Ihr Bataillon singt famoses Lied, Herr Major! Scheint sich gut danach zu marschieren. Hoffe, daß der frische Geist der Truppe auch im Biwak vorhält. Werde mich persönlich davon überzeugen! Danke! Auf Wiedersehen, lieber Major!"

„Das war der Raufreißer," murmelte der Gelobte vor sich hin, als der Kommandierende das Pferd wandte und mit seiner Suite davonsprengte. „Der Berliner müßte in Gold gefaßt werden. Aber zunächst soll er im Biwak ein Kochgeschirr voll Grog erhalten."

Hinter dem nächsten Dorfe auf sanftgeneigter Erdwelle hielten die Fouragewagen. Seitwärts hatte der Marketender sein Zelt aufgeschlagen und augenscheinlich die Situation richtig erfaßt, denn schon brodelte auf mächtigem Feuer in umfangreichem Kessel ein Getränk, dessen lieblichen Duft ein leiser Windhauch zur Truppe hinüberwehte.

„Kinder, hat der Budiker en jutes Jehör! Der macht ja schon Jrog!"

Schmunzelnd setzten die Grenadiere die Gewehre zusammen, lachend wurden Brot, Kartoffeln, Konserven, Speck, Holz und Stroh von den Korporalschaften in Empfang genommen. Der durchlässige Boden war ziemlich trocken, nur etwas fester hatte ihn der Regen gemacht. Das einförmige Grau des Himmels war scheckig geworden. Hier und dort hellten sich kleine Stellen auf und zeigten ein klares Blau. Und schließlich brach die Sonne durch, als wenn sie neugierig wäre, das heitere Bild des Krieges im Frieden zu schauen . . . In wenigen Augenblicken waren die Kochlöcher gegraben, hell flackerten überall die Lagerfeuer empor, ringsum hockten die Mannschaften und warteten sehnsüchtig auf den Moment, wo sie den Löffel in die heiße Erbsensuppe tauchen würden. Seitab standen Vater und Mutter der Kompagnie beisammen.

„Also, lieber Feldwebel, der Herr Major hat nichts dagegen, wenn der Berliner der Ulk mit dem Bataillonsexerzieren aufführt! Die Musik darf mitwirken. Noch eins: achten Sie darauf, daß die Einjährigen auch wirklich ablochen."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

„Der Einjährige Petersdorf scheint mir ein verwöhntes Muttersöhnchen zu sein, der seinen Finger nicht in kaltes Wasser steckt. Ich mag das nicht leiden. Wenn die jungen Herren des Königs Rock tragen, dann sollen sie alles lernen, was jeder Mann hier lernt, dazu gehört auch das Ablochen im Biwak. Kümmern Sie sich also um die Einjährigen. Ihnen werde ich von unserem Tisch etwas schicken. Sehr möglich, daß ich mich von den Kochresultaten der Einjährigen persönlich überführe."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

Selbstverständlich wurde der Befehl des Herrn Hauptmanns den Einjährigen mit der nötigen Begründung mitgeteilt. Aber wie die Energie des Vaters den Kindern gegenüber durch die Mutter gemildert wird, so auch hier. Der Feldwebel versprach selbst den jungen Marssöhnen, die bei der Ausschicht auf das Kochfest verlegene Gesichter machten, mit Rat und Tat zur Hand zu gehen.

Im Schweiße ihres Angesichts hatten die Einjährigen drei Kochlöcher gegraben, Wasser geholt und Feuer angezündet. Drei Gerichte sollte es geben: Erbsensuppe aus Konservenmehl, gekochte Kartoffeln und gebratenen Speck. Petersdorf, auf den es der Hauptmann abgesehen hatte, saß wie ein Türke mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden, hatte ein feines weißes Taschentuch über den Schoß gebreitet und schälte mit seinen zarten Fingern die Kartoffeln, die im Handumdrehen zu Haselnüssen einschrumpften.

„Aber Mensch, wenn Sie so viel wegschneiden, wird das Gemüse nicht hinreichen, Sie satt zu machen."

„Ich kann es nicht anders, Herr Feldwebel."

Was blieb der Kompagniemutter übrig, als dem Einjährigen das Kartoffelschälen vorzumachen. Nun ging es besser. Inzwischen kochten die beiden mit Wasser gefüllten Kochgeschirre. In das eine wurden die Kartoffeln getan, in den zweiten sollte die Suppe angerichtet werden. Das Mehl wurde seiner Hülle entledigt und hineingetan. Ueber das dazu erforderliche Quantum Salz fand sich leider auf dem bedeuckten Umschlag keine Anweisung; auch die Kompagniemutter konnte darüber keine Auskunft geben. Nun kam noch das schwerste Stück. Im Deckel des Kochgeschirrs sollte der Speck gebraten werden. Ein langer Stiel war bald aus Holz geschnitten, mit Mühe wurde der Speck freihändig in kleine Stücke geschnitten.

Halb belustigt, halb neugierig hielt Petersdorf das eigenartige Geschirr über das flackernde Feuer. Lustig prasselten die Speckstückchen in ihrem Fett. Möglich fand eine blaue Flamme darüber, die im nächsten Augenblick fußhoch emporschlug. Schleunigst bog der Einjährige sich vor, um die Flamme auszublasen, doch als ihm der Atem ausging, schlug sie mit lautem Knall in die Pfanne zurück. Kurz entschlossen riß Petersdorf den Kochdeckel vom Feuer und stülpte ihn auf dem Acker um. In diesem kritischen Augenblick erschien der Hauptmann auf der Bildfläche.

„Nun, wie steht es mit der Kocherei?"

„Wir sind beim Speckbraten verunglückt, Herr Hauptmann."

„Das habe ich eben gesehen. Na, trösten Sie sich, Einjähriger, es fällt kein Meister vom Himmel. Nehmen Sie das Kochgeschirr mit der Suppe ab — sie muß ja schon lange fertig sein — und braten Sie den Speck auf schwachem Kohlenfeuer."

Der gute Rat wurde mit bestem Erfolg befolgt. Allerdings waren die Kartoffeln zu einer breiigen Masse verkocht und aus der Suppe war ein stark verfalzener Kleister geworden, aber der Hunger ist der beste Koch! Bei den anderen Einjährigen hatte sich einer als gewiegter Kochkünstler entpuppt. Er hatte beim Fourier ein schönes Stück Rinderfett erwischt, die Kartoffeln dazu in Fett geröstet, auch die Suppe schmeckte delikat, so daß ihn der Hauptmann in Anerkennung seiner Fertigkeiten mit dem Titel „Lucullus redivivus" schmückte. Als er aber mit der Mutter seiner Kompagnie einige Schritte seitwärts gewandelt, da nahm seine Liebenswürdigkeit ein jähes Ende:

„Haben Sie schon einmal selbst abgekocht, Feldwebel?"

„In den letzten Jahren nicht mehr, Herr Hauptmann."

„Na, dann lassen Sie sich, wenn wir zurückkommen, schleunigst von Ihrer Frau Kochunterricht erteilen, damit ich im nächsten Herbst nicht wieder den Bock zum Gärtner mache!" . . .

In froher Laune saß der Kommandierende vor dem Zelt der Offiziere beim dampfenden Punsch. Durch das Lager sprengten seltsame Reiter auf zweibeinigem Roß. Der Helm und die Achselstücke aus Papier, die Schärpe kunstvoll aus Stroh geflochten, daran ein langer Säbel aus Holz geschnitzt. Gleich darauf erklang scharf und schneidend der Ruf: „Antreten!"

Die Offiziere sahen sich lachend an. Das war in Klangfarbe und Tonfall die Stimme des Majors, der zwischen ihnen saß. Auf freiem Platz im Lager formierte sich inzwischen das Bataillon unter der Leitung der Strohoffiziere.

„Stillgestanden!"

Als wäre es heiliger Ernst und kein mutwilliger Scherz, standen die Reihen. Hinter dem Zelt des Marketenders hervor kam der Strohmajor galoppiert: der Berliner war es.

„Herr Hauptmann von Löwensprung, Ihre Kompagnie steht wieder einen Kilometer zurück! Herr Leutnant Besser, Ihr Zug hat in der Front einen Bogen, Sie wollen wohl Kreisrichter werden? Sergeant Mielke, Sie haben sich wohl zu sehr sattgegessen, daß Sie den Bauch so vorstrecken."

So hagelten die Bemerkungen aus dem Munde des Spaßmachers, während er das Bataillon „richtete". Die Offiziere schüttelten sich vor Lachen. Das war die genaueste Kopie ihres Majors, die man sich denken konnte . . . Das Exerzieren war vorüber. So exakt waren die Kommandos gegeben, so vorzüglich ausgeführt, als wenn die Truppe unter der Leitung ihrer Offiziere gestanden hätte. Vor dem Offizierszelt herrschte freudige Stimmung. Denn eben war der Kommandierende mit höchst befriedigter Miene geschieden. Noch im Weggehen hatte er gesagt:

„Ein gelungener Spaß war es, meine Herren! Aber ich sehe noch mehr darin. Ich sehe, daß den Leuten, was sie gelernt haben, in Fleisch und Blut übergegangen ist. Und wohl der Truppe, die nach Verlust der gewohnten Führer nicht hilflos dasteht. Adieu, meine Herren!"

. . . Die Sonne war klar untergegangen. Leuchtend schossen die letzten Strahlen zum Firmament empor und kündeten einen schönen Tag für morgen. Durch das Lager klang das Signal zur Nachtruhe. Still traten die Kompagnien an, um an den Höchsten zu denken der all unser Schicksal in seinen starken Händen hält.

„Helm ab zum Gebet!"

Handschrift und Charakter.

Handschriftendeutungskunde! — Wieviel Achselzucken und zweifelnde Mienen pflegt man doch zu gewahren, wenn man nur das Wort ausspricht! Zur Entschuldigung für die immer noch Ungläubigen gilt allerdings, daß die Graphologie als Wissenschaft erst ca. 15 Jahre alt ist und in dieser Form von den meisten noch gar nicht gekannt wird. Auch kann nicht geleugnet werden, daß sie für viele Fragen die Lösung erst von der Zukunft erwartet; aber das darf uns nicht mehr behindern, ihre Daseinsberechtigung anzuerkennen. Sie hat die Zuverlässigkeit ihrer Ergebnisse sowohl theoretisch als, von sachkundigen Praktikern ausgeübt, auch technisch in unanfechtbarer Weise nachgewiesen und im Leben wie in der Wissenschaft schon eine ganz unerwartete Bedeutung erlangt.

Zahlreiche Einwände hat man gegen sie erhoben. Die Handschrift hänge nicht vom Charakter, sondern vom schreibenden Organ oder vom Material ab. Das erste Bedenken ist experimentell widerlegt. Die linkshändige Schrift, die Fuß-, Mund-, Arm- und Faustschrift trugen sämtlich die charakteristischen Merkmale an sich, auf Grund deren man Schlüsse auf den Charakter zu ziehen pflegt, und zeigen Abweichungen nur in bezug auf die Schreibgewandtheit, weshalb auch Preyer die Handschrift zutreffend Gebrauchschrift nannte. Einflüsse des Materials aber kann man durch Vergleichung mehrerer Schriftstücke von derselben Hand ausschalten. Der weitere Einwand, daß die Handschrift sich im Laufe des Lebens und in verschiedenen Lebenslagen verändere, spricht nur für, nicht gegen deren Abhängigkeit vom Charakter, der ja analogen Aenderungen ausgesetzt ist. Oft ist man ein anderer vor und nach dem Essen, in gehobener oder gedrückter Stimmung, in Berufs- oder Familienleben und besonders nach Verlauf mehrerer Jahre. Ferner hat man eingeworfen, daß viele Menschen ähnliche Handschriften schreiben, ohne den gleichen Charakter zu haben. Ungebildete und Kinderhandschriften stimmen allerdings in einem Mangel an Schreibgewandtheit überein, und dies ist der Grund, warum der Charakter hier überhaupt nur unvollständig zum Ausdruck kommt, wie ja auch in das Klavierspiel keine Seele hineingelegt werden kann, wenn man nicht die nötige Fingerfertigkeit dazu hat. Aehnlichkeiten in Berufshandschriften rühren entweder von gewissen Charakterähnlichkeiten der Berufsgenossen oder davon her, daß diese dem Schriftstück innerlich unbeteiligt gegenüberstanden und es schrieben, gewissermaßen ohne dabei zu sein. Solche typisch uncharakteristischen „Schreiberhandschriften" kommen besonders oft bei Abschreibern, Kanzlisten, kurz solchen Leuten vor, welche viel schreiben müssen, das sie nichts angeht. Nur sofern wir auch in bezug auf den Inhalt des Schriftstückes selbständig sind, kann sich unsere Handschrift zu voller Eigenart entfalten. Leicht zu entkräften ist ferner der Einwand, die Schrift sei ja doch nur ein Ergebnis von Schulung und Gewöhnung. Beide behalten insoweit Einfluß auf sie, als es dem Charakter des Schreibers entspricht. Nur in dem Maße, als ein Mensch auch sonst an dem Erlernten festhält, bleibt seine Schrift der Schulvorlage ähnlich. Endlich aber entgegnet man, daß die Handschrift willkürlich beeinflußbar sei. Das ist sie nun wirklich. Aber weit entfernt, die Deutung zu erschweren, gibt dieser Umstand, wie in scharfsinniger Weise Klages*) gezeigt hat, vielmehr ein neues Mittel zur Erkennung des Schreibers ab. Genau, wie wir auch sonst dem Verhalten des Menschen bei einigermaßen geschickter Beobachtung anmerken können, ob er sich gewaltlos gibt oder sich gewaltsam beherrscht, sich etwa gar zieht und in Affektation verfällt, genau so zeigt sich an ganz bestimmten Merkmalen graphischer Hemmung und Störung das Walten der Willkür in der Handschrift. Die Schrift wird etwa steil oder links schräg, verrät eine allzuweitgehende Regelmäßigkeit, sowie eine Hervorhebung besonders auffälliger Stellen, wie zumal der großen Buchstaben am Anfang der Wörter und Absätze. Wir erkennen so nicht nur den Grad der willkürlichen Beeinflussung, sondern auch deren Art und Ziel und erschließen daraus manchen Charakterzug, der uns sonst entgangen wäre: wie sittliches Wollen, Selbstbeherrschung, Schönheitssinn einerseits, aber auch Affektation, Manieriertheit, Originalitätssucht andererseits. Von andern herübergenommene Schnörkel vollends werden in ihrer Unechtheit leicht durchschaut. Eine besondere Behandlung erfordert nur die Handschriftenverstellung, worauf wir jedoch hier nicht näher eingehen können.

Solche Widerlegung verschiedener Einwände hat uns den Beziehungen zwischen Handschrift und Charakter schon näher gebracht; wir wollen im Folgenden den gewonnenen Einblick noch vertiefen. Die Handschrift entsteht durch Schreiben und diese Funktion ist ein Teil der Gesamtbewegungsweise des Menschen. Soweit wir nun wissen, wie das Innenleben in Bewegungseigentümlichkeiten überhaupt zum Ausdruck kommt, werden wir auch Handschriftenmerkmale deuten können. Das zeit Piderit im wesentlichen bekannte Grundgesetz des Ausdrucks wird von Klages in sehr vereinfachter Form folgendermaßen formuliert: „Jeder inneren Tätigkeit entspricht die ihr analoge Bewegung, jeder Tätigkeitsanlage die analoge Bewegungsstendenz." Wie es so häufig vorkommt, erscheint auch dieses Gesetz, nachdem es einmal gefunden wurde, fast selbstverständlich. Der Ungeduldige, Tätige neigt auch zu vorwärtsstrebenden Bewegungen, der Sanftere zum Bremsen. Der vom Zorn Ergriffene bringt unwillkürlich Bewegungen hervor, die auf Zerstörung abzielen, aber fühlt, soweit er sich beherrscht, mindestens die Tendenz dazu. Berücksichtigen wir dieses Gesetz, so können aus der Handschrift alle diejenigen Eigenschaften eines Menschen erschlossen werden, die eine Form der inneren Tätigkeit bzw. die Anlage dazu betreffen, wie Ehrgeiz, Strebsamkeit, Mut, Temperament, Ausdauer, Furchtsamkeit, Vorsicht, Mißtrauen, Verschlossenheit, Jähzorn, Sanftheit usw.; körperliche Merkmale und Nebenumstände dagegen bestenfalls nur indirekt. Alter, Geschlecht, Beruf, Stand, Milieu, Nationalität und Rasse sind nur vermutungsweise und häufig gar nicht festzustellen.

Zu dem bisher entwickelten Erklärungsprinzip tritt aber noch ein anderes, dessen Kenntnis wir den tiefgreifenden Untersuchungen von Klages verdanken. Jedermann kontrolliert, ohne sich dessen bewußt zu werden, seine Ausdruckstätigkeit und paßt deren Ergebnisse seinem „individuellen Leitbilde" an. Ein phantasiebegabter Mensch hat Vorliebe für ausladende Formen und erweitert unwillkürlich beim Schreiben die Kurven und Schleifen. Wer begrifflich klar denkt, sondert auch Worte, Silben, Zeilen durch erhebliche Zwischenräume. Wie der individuelle Rennsinn die Handschrift reguliert, so auch der Gehörsinn das Sprechen. Darum spricht, wer taub wird, nach einigen Jahren ganz anders als vorher. Fassen wir alles zusammen, so können wir sagen: auf dreifache Art bedingt der Charakter das Schriftbild, durch Ausdrucksbewegungen, durch das persönliche Leitbild und durch die anfangs besprochene Willkür.

Wie verhält man nun aber bei der Deutung einer Handschrift? Ehe wir hierauf die Antwort geben, muß auf das Entschiedenste

*) Dr. Ludwig Klages, Die Probleme der Graphologie. Joh. Ambr. Barth, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19120922028/fragment/page=0002